

**MATERIAL
FÜR DEINEN
BUCHCLUB**

LESEJOURNAL
Für deine Leseerfahrung

Diese Stelle hat mich berührt, weil ...

Über diese Themen möchte ich sprechen

Das möchte ich meiner Mutter sagen

Zitate oder Gedanken, die ich mir merken möchte

Wem würde ich dieses Buch empfehlen

Meine Bewertung



FRAGEN UND THEMENFELDER
für die Diskussion in eurem Buchclub
Achtung: Spoiler in den Fragen!

1. Der Titel und das Konzept der „vielen“ Mütter

Der Titel *Alle meine Mütter* impliziert eine Pluralität. Im Buch begegnen wir nicht nur der leiblichen Mutter der Erzählerin, sondern auch „anderen“ Müttern in eingeschobenen Kapiteln (wie Yara, Julia/Jules, Mütter im Krieg) sowie den verschiedenen Versionen der eigenen Mutter (die gesunde Mutter, die kranke Mutter, die Migrantin). Wie interpretieren Sie diesen Plural? Dienen die Geschichten der „fremden“ Frauen dazu, die Erfahrung der eigenen Mutter zu universalisieren, oder zeigen sie Facetten von Mutterschaft, die die eigene Mutter nicht abdecken konnte?

2. Migration als Bruch in der Hierarchie

Die Migration nach Deutschland wird als Wendepunkt beschrieben. Die Mutter verliert ihre Souveränität (sprachlos vor dem Schultor, unsicher im Asylbewerberheim), während die Tochter zur „Wissenden“ wird und sich für die Mutter schämt. Wie hat dieser Machtwechsel die Beziehung langfristig geprägt? Diskutieren Sie die These, dass Migrantenkinder oft frühzeitig die Elternrolle für ihre eigenen Eltern übernehmen müssen und welche emotionalen Narben (Schuld vs. Scham) dies hinterlässt.

3. „Liebe ist eine Tat“ vs. die Macht der Worte

Die Mutter „liebt keine Worte“ und drückt Zuneigung durch Handlungen aus (Kochen, Pakete schicken, Sorgen machen). Die Tochter hingegen ist Schriftstellerin und sucht nach Worten, um das Schweigen zu brechen. Verstehen die beiden Frauen am Ende die Liebessprache der anderen? Ist das Buch selbst der Versuch der Tochter, die „Taten“ der Mutter in ihre eigene Währung (Worte) zu übersetzen, um sie endlich anzunehmen?

4. Der Körper als Ort des Traumas und der Fürsorge

Der Körper der Mutter ist zentral – erst als angstbesetztes Vorbild, das die Tochter nicht „erben“ will, dann als Ort der Krankheit. Später pflegt die Tochter diesen Körper. Wie verändert die Krankheit der Mutter den Blick der Tochter auf Körperlichkeit? Wird die körperliche Nähe durch die Pflege zur Chance für eine Intimität, die emotional vorher nicht möglich war?



5. Das Erbe der Härte („Wer sich selbst nicht leidtut...“)

Ein Leitsatz der Mutter ist: „Wer sich selbst nicht leidtut, lebt länger“. Dies wird auf die Großmutter zurückgeführt, die Krieg und Blockade überlebte und als „moralischer Invalide“ beschrieben wird. Inwiefern ist die emotionale Unzugänglichkeit der Mutter eine überlebensnotwendige Strategie gewesen? Diskutieren Sie, ob die Tochter diesen Zyklus der Härte mit ihren eigenen Kindern durchbricht oder ob sie (z.B. in Stresssituationen) ähnliche Muster wiederholt.

6. Alternative Entwürfe: Die Figur der Julia/Jules

Julia entscheidet sich bewusst gegen Kinder („Ich werde niemals Kinder haben“) und fühlt sich später aus dem Kreis der Mütter ausgeschlossen („gated community“). Welche Funktion hat Julias Geschichte im Roman? Ist sie ein Gegenentwurf zur „aufopfernden sowjetischen Mutter“ oder zeigt sie nur eine andere Form der Einsamkeit und des gesellschaftlichen Drucks, der auf Frauen lastet?

7. Schuldgefühle als ständiger Begleiter

Sowohl die Erzählerin als auch die fiktiven Mütter (wie Yara am Pool) kämpfen mit massiven Schuldgefühlen. Das Buch suggeriert fast, dass Schuld ein unvermeidbarer Teil der Mutterschaft ist. Ist diese Schuld gesellschaftlich gemacht (Erwartungsdruck) oder entspringt sie dem inneren Wunsch, das Kind vor allem Übel (Krankheit, Krieg, Unfall) zu schützen, was faktisch unmöglich ist?

8. Erinnerungskultur und Gegenstände

Gegenstände spielen eine große Rolle: Die gelbe Schwimmweste, die Saftmaschine, die Fleecejacke mit dem Namen, die unbenutzte Lavendelseife. Warum klammern sich die Figuren so sehr an Objekte? Dienen diese Gegenstände als Ersatz für ausgesprochene Gefühle oder als Beweis, dass man existiert hat und geliebt wurde?

9. Verrat durch Literatur?

Die Erzählerin reflektiert oft ihren eigenen Schreibprozess und fragt sich, ob sie das Recht hat, die Geschichte ihrer Mutter und anderer Frauen zu erzählen („Ich schnappe mir, ohne um Erlaubnis zu fragen, eine fremde Geschichte“). Darf man als Tochter so intim über die Mutter schreiben, insbesondere über deren Krankheit und Schwächen? Empfinden Sie das Buch als liebevolle Hommage oder als grenzüberschreitenden Akt?

10. Das Ende: „Tschelowetschek“

Am Ende nennt die Mutter die Tochter zärtlich „Tschelowetschek“ (kleiner Mensch) und schickt eine Karte mit einem balancierenden Elefanten und dem Satz „Du schaffst das“. Ist dies ein Happy End? Haben die beiden Frieden geschlossen, oder ist es eher eine Akzeptanz der Distanz? Was sagt es aus, dass die Mutter die Tochter nicht als „Tochter“ oder „Frau“, sondern als „Mensch“ sieht?



LENA GORELIK IM INTERVIEW

«Es gibt ziemlich genau so viele Müttergeschichten, wie es jemals Menschen gegeben hat»

«Ich schreibe dies als der Mensch, den meine Mutter zu einem Menschen machte. Obwohl meine Mutter schon lange denkt, ich sei ihr erwachsen, und ich ihr das Gegenteil verschweige: wie ich hinwache zu ihr.»

Alle meine Mütter ist ein sehr persönliches Buch, und es berührt gleichzeitig ein universelles Thema. Sie lassen uns in Ihr Leben blicken, öffnen aber auch den Raum für andere Lebensrealitäten – für Eltern mit Migrationsbiografien, Mütter von Kindern mit Beeinträchtigungen, für Frauen, die ein Kind verloren haben, oder solche, die ihren Weg bewusst jenseits normierter Vorstellungen von Familie suchen. Wie haben Sie zu dieser Form gefunden?

Lena Gorelik: Na ja – es gibt ja ziemlich genau so viele Müttergeschichten, wie es jemals Menschen gegeben hat. Und auch wenn mir natürlich klar war, dass ich sie nicht alle werde in einem Roman versammeln können, so wollte ich mich auch nicht auf nur eine konzentrieren, sondern eine Art Mosaik aus verschiedenen Geschichten entwerfen. Und in diesem Mosaik sollten auch Geschichten zu lesen, zu sehen sein, die sich in der Literatur vielleicht nicht so häufig wiederfinden, wie wir auch diese Geschichten und diese Menschen in unserem Alltag übersehen.

«Was meine Mutter nie fragt: Ob ich, ihre Tochter, weiß, wer sie ist. Das ist meine Frage.»

Was können wir als Töchter wirklich über unsere Mütter wissen? Gab es während des Schreibens Momente, in denen Sie gemerkt haben: Diese Fragen stelle ich erst jetzt?

Wenn ich schreibe, muss ich auch entscheiden, was ich nicht schreibe. Was lasse ich weg, was offen? Diese Entscheidung hat eine größere Dimension, sobald ich autofiktional schreibe, weil ich dann auch von Menschen erzähle, die sich selbst in meinen Texten lesen müssen.

Ich versuche dabei, so zu schreiben, dass ich, wenn ich über sie, über uns schreibe, etwas über das Muttersein, das Kindsein universell erzähle. Ich war beim Schreiben erstaunt, festzustellen, wie viele Wissenslücken da auch klafften, wie ich jahrzehntelang durch das Leben spazierte und mir als Kind erstaunlich wenig Fragen über meine Mutter gestellt hatte. Es war, als müsste ich den Vorhang aufziehen, um hinter meiner Mutter all das sehen zu können, was sie ist, wenn ich sie nicht nur in dieser Rolle wahrnehme.

«Tief bewegend, brutal ehrlich: einfach wunderbar.» Doris Dörrie

Sie schreiben in Ihrem Buch sehr offen über das Muttersein, über Elternschaft und Fürsorge. Sie geben Menschen eine Stimme, deren Kinder pflegebedürftig sind, die permanent funktionieren müssen und unter den Blicken der anderen leiden. Warum scheint es immer noch ein Tabu zu sein, wenn eine Mutter sagt: «Ich kann nicht mehr»?

Weil das Bild der aufopferungsbereiten und darin glücklichen Mutter immer noch so omnipräsent ist. Die meisten Bilder, die wir von Müttern sehen, zeigen diese strahlend, das Kind oder die Kinder haltend, beschützend, lachend – es ist so ein Glück, Mutter sein zu dürfen; das bisschen Arbeit, das bisschen Sorge wird schon in Kauf zu nehmen sein; dem steht der Satz «Ich kann nicht mehr», der sich auf mehr bezieht als nur einen Moment, nur einen Abend zum Beispiel, an dem die Kinder nicht ins Bett wollen, diametral entgegen. Als wäre man eine schlechte Mutter, wenn man sich diesem Gefühl hingibt, das sicher die meisten Mütter einmal überfällt.

«Ich» sagen, ohne nur sich zu meinen.

An einer Stelle heißt es: «Ich versuche Unmögliches: Ich zu sagen, ohne nur mich zu meinen.» Was hat dieser Anspruch beim Schreiben für Sie bedeutet?

Ich brauche beim Schreiben eine Gleichzeitigkeit, die auf den ersten Blick unmöglich scheint: Ich muss mich dem Ich sehr klar nähern, bereit, auch Schmerzhaftes und Unangenehmes zu sehen, es zu verstehen und zu beschreiben versuchen, und mich aber zugleich entfernen, um eben mehr zu sehen als das Ich; um zu sehen, was an dem Ich interessant ist, wenn ich von uns Kindern, Töchtern, Müttern, Menschen in einem sozialen und gesellschaftlichen Gefüge zu erzählen versuche.